

Heinrich Heine (13. Dezember 1797 - 17. Februar 1856):

„Sakramente einem sterbenden Gotte!“

„Der Taufzettel ist das Entreebillet zur europäischen Kultur!“ Mit dieser Begründung klopft der Jude Heinrich Heine 1825 an die Tür der Kirche zu Heiligenstadt, um sich in die evangelische Kirche aufnehmen zu lassen. Als Jude – so hat er vielfach erfahren – bleiben ihm viele Türen verschlossen, die er als studierter Jurist für die eigene Karriere öffnen will. Doch die jüdische Religion bleibt seiner Karriere hinderlich. Seine Hoffnung auf einen Lehrstuhl oder eine Beamtenstelle erfüllt sich nicht.

Heine, am 13. Dezember 1797 in Düsseldorf geboren und am 17. Februar 1856 in Paris gestorben, entstammt einer jüdischen Kaufmannsfamilie. Natürlich soll er auch Kaufmann werden, doch vom Stil der „Krämerseelen“ fühlt er sich angeekelt. Schon früh tritt ihm die Ironie als Schutz- und Trutzmanier zur Seite. Nach dem mißglückten Versuch, in Hamburg mit seinem Onkel Salomon eine Handelsfirma zu betreiben, studiert er ab 1819 in Bonn, Göttingen und Paris. Nach fehlgeschlagenen Karriereversuchen wird er als Dichter mit seinen „Reisebildern“ und dem „Buch der Lieder“ gleichermaßen erfolgreich und unbequem.

Das juristische Studium hat Heine stets zu Ausflügen in andere Fakultäten genutzt. In Berlin genießt er die blühende Kultur, lässt sich von Hegel beflügeln und in den literarischen Salon der Rahel Varnhagen einführen. Dabei ist Berlin damals längst nicht, was es heute ist, eher eine Kleinstadt, durchweht von der Stickluft reaktionären Geistes, gesellschaftlich beherrscht von den steifen Umgangsformen des preußischen Beamtentum, in seinen wissenschaftlichen Institutionen eher bescheidenes Mittelmaß und dennoch von einem geistigen Leben durchflutet, das die führenden Köpfe in seinen Bann zieht: Nicht nur Hegel wirkt hier, der große Theologe Schleiermacher proklamiert ein neues, überkonfessionelles Religionsverständnis, das neue Schauspielhaus ist soeben eröffnet, und Carl Maria von Webers Oper „Der Freischütz“ wird dort wieder und wieder aufgeführt. Heine gerät über diesen kulturellen Impulsen ins Schwärmen. „Das Buch, das große Buch, darinnen aufgeschrieben der Römer langes Recht“ legt er immer wieder beiseite, und der „ungezogene Liebling der Grazien“ – Originalton Rahel Varnhagen – greift zur Dichtfeder. 1823 erscheint ein Bändchen mit 58 Heine-Gedichten. Nach dem „Kunst- und Wissenschaftsblatt“ in Berlin vom 7. Juni 1822 „hat noch nie ein Dichter seine ganze Subjektivität, seine Individualität, sein inneres Leben, mit solcher Keckheit und solcher überraschenden Rücksichtslosigkeit dargestellt. Da die streng objektive Darstellung dieser ungewöhnlichen, grandiosen Subjektivität ganz das Gepräge der Wahrheit trägt, und da die Wahrheit eine wundersam allbesiegende Kraft besitzt, so haben wir wieder einen Grund mehr gefunden, weshalb Heines Gedichte bei den Lesern einen so unwiderstehlichen Reiz ausüben“.

Merkwürdigerweise wendet sich Heine während seines Berlin-Aufenthaltes verstärkt der jüdischen Tradition zu, tritt dem „Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden“ bei und übernimmt den Unterricht in der Geschichte an einer Berliner Schule für Judenknaben. In der Familie geht es in dieser Zeit wirtschaftlich bergab, die Familie siedelt von Düsseldorf zunächst nach Oldesloe und von dort im

Frühjahr 1822 nach Lüneburg um. Im Mai 1823 trifft Heinrich dort ein, um sich auf sein juristisches Dokorexamen vorzubereiten. Obwohl er in einem Brief an seine Berliner Freunde versichert, er stehe „bis am Hals im Moraste römischer Gesetze“, schreibt er doch wieder Gedichte, in denen er Anregungen aus einem mehrwöchigen Badeurlaub in Cuxhaven in Verse gießt: „Wir saßen am Fischerhause“, „Du schönes Fischermädchen“, „Der Mond ist aufgegangen“ (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Gedicht von Matthias Claudius!), „Auf den Wolken ruht der Mond“ und andere. Als dieser Stoff verarbeitet ist, beflügelt Heine die Lüneburger Langeweile unter anderem zu der bitteren Romanze „Donna Clara“, in der er mit der Borniertheit eines christlichen Ritters abrechnet. Heine trägt sich in dieser Zeit auch mit dem Gedanken, eine Tragödie zu schreiben.

Die bittere Romanze „Donna Clara“ schildert eine gleichermaßen hübsche wie temperamentvolle Prominententochter, die auf einem Sommerfest einem jungen Mann begegnet und sich in ihn verliebt. Beim Süßholzraspeln streut sie immer wieder abfällige Bemerkungen über die verhassten Juden ein – und merkt gar nicht, daß ihr Angebeteter Jude ist. Die beiden knuddeln sich im Gartenhäuschen, und nach dem Abenteuer fragt Donna Clara ihren Liebsten nach dem Namen. Die Antwort: „Ich, Sennora, Eu'r Geliebter, bin der Sohn des vielgelobten, großen Schriftgelehrten Rabbi Israel von Saragossa.“ Heine schildert sich selbst in einer Art von Selbstmitleid.

1823 macht sich der dichtende Jurist erneut nach Göttingen auf, und am 20. Juli 1825 wird er feierlich promoviert. Er kann nicht nur gearbeitet haben dort, denn in dieser Zeit beginnt er seinen Roman „Der Rabbi von Bacharach“ und unternimmt seine Harzreise, eine Fußwanderung durch Thüringen und den Harz.

Das Doktordiplom in der Tasche, gastiert Heine nach einem poetisch fruchtbaren Erholungsurlaub auf Norderney abermals für zwei Monate, nämlich im September und Oktober 1825, erneut in Lüneburg. Anschließend versucht er sich als niedergelassener Doktor beider Rechte in Hamburg – erfolglos. Stattdessen hat er mit seinen Reisebildern „Harzreise“ und „Nordsee“ unerwartete literarische Erfolge. Es folgen das „Buch Le Grand“, die „Berliner Briefe“ und das Memoire über Polen. Mitte Oktober überrascht Heine die literarische Welt mit dem „Buch der Lieder“, das später in vielen Auflagen erscheint. Heine hat von diesem wirtschaftlichen Erfolg des Hamburger Verlegers Campe nichts, hat die Rechte sozusagen gegen ein Trinkgeld abgegeben. Dabei enthält die Sammlung kein einziges Lied, das nicht schon früher erschienen gewesen wäre.

Heine steht jetzt am Scheidewege zwischen Poesie und Politik. Er ist bekannt, sein Wort hat Gewicht. Die ätzende Ironie, mit der er in seinen Gedichten einer verlogenen Gesellschaft ihre christlich-fromme Maske vom greisenhaft vergilbten Gesicht zieht und ihr den Spiegel eigener Nichtswürdigkeit vors Gesicht hält, hat den Dichter zu einer Art Volkstribun werden lassen. Dem dichterischen Lorbeerreis zieht er nun die scharfgeschliffene Feder des publizistischen Freiheitskämpfers vor.

Das Echo bleibt nicht aus: Die Staaten des Deutschen Bundes und die Kirchen machen gleichermaßen Front gegen ihn. Seine „Reisebilder“ werden zunächst von Hannover, dann auch von Preußen, Österreich, Mecklenburg und vielen weiteren kleinen Staaten verboten. „Die Regierungen hätten das Buch gar nicht zu verbieten

brauchen, es wäre doch gelesen worden“, meint gehässig Heine-Freund Moser. Heine geistert jetzt durch die Lande, ist bald in München, bald in Hamburg, bald in Berlin anzutreffen, arbeitet nun am dritten, nicht weniger ätzenden Band seiner „Reisebilder“ und schildert darin „die Reise von München nach Genua“ und die „Bäder von Lucca“. Im März 1830 logiert Heine in Wandsbek, von Juni bis August ist er auf Helgoland. Dort überrascht den Dichter die Pariser Juli-Revolution, und am liebsten wäre er, der „schon in der Ferne die Trompete des jüngsten Gerichtes zu vernehmen glaubte“, sofort nach Paris geeilt.

Doch zunächst steht er seinem Onkel Salomon während eines Judenkrawalles in Hamburg bei. Trotz aller Sympathien, deren sich der jüdische Millionär erfreuen kann, entgeht er nur knapp einem Steinhagel auf seine Villa am Jungfernstieg. Heine träumt daraufhin von einem „Neuen Frühling“ und veröffentlicht die Gedichte dieser Vision in der zweiten Auflage von Band zwei der Reisebilder. Am 3. Mai 1831 kommt er in Paris an. „Ich hatte die Wahl zwischen gänzlichem Waffendarniederlegen oder lebenslänglichem Kampfe, und ich wählte diesen und wahrlich nicht mit Leichtsinn. Dass ich aber erst die Waffen ergriff, dazu war ich gezwungen durch fremden Hohn – in meiner Wiege schon lag meine Marschroute für das ganze Leben.“

In Paris wird Heine zum bedeutendsten Vermittler zwischen deutschem und französischem Geistesleben, gibt dort seine „Reisebilder“ bruchstückhaft in Übersetzungen heraus, schreibt dort „Beiträge zur neuen schönen Litteratur in Deutschland“ sowie Beiträge zur Geschichte und Philosophie. Inzwischen hat sich Heine dem Bund „Das junge Deutschland“ angeschlossen und ist dessen gewichtigster Sprecher geworden. Der Deutsche Bundestag verbietet am 10. Dezember 1835 die Schriften dieser Köpfe, und zwar nicht nur alle bisher erschienenen, sondern auch alle künftigen Werke. Wenn auch die Preußische Zensur schon bald einen Rückzieher macht, leidet Heine stärker als seine Kollegen unter der verschärften Zensur.

Ein Streit mit seinem früheren Mitstreiter Ludwig Börne kostet Heine in Deutschland die Sympathie der meisten seiner bisherigen Freunde und Verehrer. Die gesamte deutsche Presse, deren Herz über lange Jahre für Heine geschlagen hat, lässt ihn jetzt fallen wie eine heiße Kartoffel. Heine zieht sich ins Privatleben zurück – und heiratet Mathilde Crescente Mirat im August 1841. Diese Frau wird ihn bis in die schwerste Leidenszeit hin begleiten. Doch davon später.

Nach jahrelangem Aufenthalt in Paris reist Heine im Herbst 1843 und im Sommer 1844 nach Deutschland. In dieser Zeit erscheint die wohl bitterste Satire, die Literaturgeschichte gemacht hat: „Deutschland – ein Wintermärchen“. Doch diese Dichtung läßt sich nicht in Bares ummünzen, Heine, nie sparsamen oder bescheidenen Lebenswandel gewöhnt, gerät in wirtschaftliche Schwierigkeiten, zumal sein Onkel Salomon, der im bislang Jahr für Jahr 4800 Frank in Raten gegeben hat, plötzlich stirbt. In der Zeit von 1837 bis 1844 hatte er zudem eine Ehrenpension der französischen Regierung in gleicher Höhe. 1845 bekommt Heine einen Nervenschlag – was immer das ist –, von dem er sich nicht wieder erholen soll. Dieses Leiden steigert sich bis zum Jahr 1848. Nach einem letzten Ausgang begibt sich der Dichter in die „Matratzengruft“, die er weitere acht Jahre erdulden muß, bis zum letzten Atemzug in geistiger Klarheit und Frische.

Seit 1844 verbindet ihn eine Freundschaft mit Karl Marx – eine merkwürdige Freundschaft. Heine hat sich von den utopisch-sozialistischen Gedanken der 30er Jahre in seinen Dichtungen leiten lassen. Der Dichter richtet sein Engagement sowohl gegen den Feudalabsolutismus als auch gegen die kapitalistischen Verhältnisse der beginnenden industriellen Revolution, die er ja im eigenen Elternhaus kennengelernt hat. Er proklamiert das „Ende der Kunstperiode“ seiner Zeit und will eine neue, wirklichkeitsverbundene Ästhetik schaffen, in der die Kunst eine politische Rolle spielt. In den 40er-Jahren erlebt er die Klassenkämpfe in Deutschland und Frankreich, hängt in dieser Zeit einem revolutionären Weltbild an. Religion entlarvt er als bürgerliches Karriereinstrument, Gott ist für ihn allenfalls eine lyrische Gestalt, weiter nichts.

In dem Werk „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ 1835 hat er eine theoretische Analogie der Philosophie zur Praxis der französischen Revolution und zur bevorstehenden deutschen Revolution dargestellt. Friedrich Engels sagt später: „Was aber weder die Regierung noch die Liberalen sahen, das sah bereits 1833 wenigstens ein Mann, und der hieß allerdings Heinrich Heine.“

Mit diesem Werk will er vorrangig „in Frankreich die vollständigste Ignoranz in betreff der geistigen Zustände Deutschlands“ bekämpfen, und Heine erweist sich darin als ein vorzüglicher Kenner der deutschen Theologie- und Kirchengeschichte. Über die aufgeklärten Theologen des 18. Jahrhunderts spottet er: „Hört ihr das Glöcklein klingeln? – Kniet nieder – Man bringt die Sakramente einem sterbenden Gotte!“

Ein sterbender Gott: Heine weiß es zu schätzen, dass die christliche Religion „einen Gott lehre, der gestorben, während die heidnischen Götter von keinem Tode etwas wussten“. Und er schließt seine Bemerkungen über die Religion: „Welch ein Fortschritt ist es also, wenn der Gott gar nicht existiert hat...“

Er schließt seine Betrachtungen: „Mit dem Umsturz der alten Glaubensdoktrinen ist auch die ältere Moral entwurzelt. Die Deutschen werden doch noch lange an letzterer halten. Es geht ihnen wie gewissen Damen, die bis zum vierzigsten Jahre tugendhaft waren, und es nachher nicht mehr der Mühe wert hielten, das schöne Laster zu üben, wenn auch ihrer Grundsätze laxer geworden. Die Vernichtung des Glaubens an den Himmel hat nicht bloß eine moralische, sondern auch eine politische Wichtigkeit: Die Massen tragen nicht mehr mit christlicher Geduld ihr irdisches elend, und lechzen nach Glückseligkeit auf Erden. Der Kommunismus ist eine natürliche Folge dieser veränderten Weltanschauung, und er verbreitet sich über ganz Deutschland.“

In den 40er Jahren wendet sich Heine nun endgültig dem Marxismus zu, wie seine Gedichte „Lebensfahrt“ und „Die schlesischen Weber“ zeigen. In „Deutschland – ein Wintermärchen“ nimmt er die Philisterhaftigkeit der deutschen Bürger, das Preußentum in seinen eckigen Erscheinungsformen und die deutsche Kleinstaaterei unter die Lupe. In den „Wanderratten“ schildert Heine das Proletariat als einen Strom hungriger Ratten, deren Vormarsch durch nichts aufzuhalten ist.

Wunderschöne Lyrik auf der einen, beißender Spott aus der anderen Seite: Heine ist ein in sich zerrissener Dichter und Denker. Gegen Ende seines Lebens sagt er von sich: „Ich weiß wirklich nicht, ob ich es verdiene, dass man mir einst mit

einem Lorbeerkranz den Sarg verziere. Die Poesie, wie sehr ich sie auch liebt, war immer nur ein heiliges Spielzeug oder geweihtes Mittel für himmlische Zwecke... Aber ein Schwert sollt ihr mir auf den Sarg legen, denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskrieg der Menschheit!“

Dieses Schwert hat Heine gezückt, um sich gegen religiöse Vorurteile in Deutschland zu wehren, um Knoten einer verknöcherten christlichen Orthodoxie zu zerschlagen und seine Zeitgenossen zu ermutigen, das Leben eigenverantwortlich in die Hand zu nehmen.